

Läßt sich das Dasein Gottes
aus der Natur beweisen?

Vortrag

von

J. Lenz,

Pastor und Diakonus an St. Nicolai in Reval.

Reval, 1888.

Verlag von Franz Kluge.

Läßt sich das Dasein Gottes
aus der Natur beweisen?

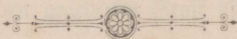
46833

V o r t r a g

von

J. Lenz,

Pastor und Diakonus an St. Nicolai in Reval.



Reval, 1888.

Verlag von Franz Kluge.

2st. A

Tartu Riikliku Ülikooli
Raamatukogu

18135

Дозволено цензурою. — Ревель, 20-го Января 1888 г.

V o r w o r t.

Der nachfolgende Vortrag will selbstverständlich keine naturwissenschaftlichen Unterweisungen darbieten. Auch beansprucht er keine wissenschaftliche Selbständigkeit. Zu apologetischen Zwecken ist er gehalten und veröffentlicht worden. Von hier aus möge er beurteilt werden. Auch will der Vortrag nichts Neues zur Beantwortung der aufgeworfenen Frage beibringen. Er besteht in einer zusammenfassenden Darstellung der instructivsten naturwissenschaftlichen Thatfachen und logischen Argumente, welche die Frage nach der Existenz des persönlichen Gottes in bejahendem Sinn entscheiden und nicht anders, als so, aus der wissenschaftlichen Unzugänglichkeit zur allgemeineren Kenntnis gebracht werden können.

Von fachmännischer Seite kann gegen unsere Arbeit eingewandt werden, daß doch vor allem die Frage hätte klar gestellt werden sollen, ob der teleologische Gottesbeweis, den wir vertreten, auch wirklich bis zum Schöpfergott hinaufreiche und nicht am Ende bloß bis zum „Weltbaumeister“, der den gegebenen Stoff bildet (Kant). Aber abgesehen von Röm. 1, 20, wo das Wort „Schöpfung der Welt“ uns entscheidend scheint, glauben wir auch, daß U r i c i mit seinem Gegenargument völlig Recht hat (Gott und die Natur p. 401*), daß nämlich eine so mechanische Trennung zwischen dem Stoff und ihrem Bildner auf Grund des Verhältnisses zwischen Stoff und der ihr, offenbar schöpferisch, anhaftenden und in ihr wirkenden Kraft nicht möglich ist,

*) Leipzig 1862.

sondern Wirkung und Dasein der Materie auf einheitliche Ursache zurückzuführen sei. Im Uebrigen lassen wir die Frage auf sich beruhen. Unseres Dafürhaltens kommt es weder in einem populären Vortrag, noch überhaupt in unserer Zeit auf solche Distinctionen wesentlich an. Nicht die deistische und rationalistische Fassung Gottes ist die Gefahr unserer Zeit, sondern seine absolute Leugnung. Die Gegensätze haben sich lediglich auf zwei vereinfacht und zugespitzt. Es stehen sich hauptsächlich nur noch der positiv christliche Glaube und der Unglaube, Theismus und Atheismus oder, was der Sache nach dasselbe, Materialismus gegenüber. Letzterer beeinflusst die ganze Denkweise unserer Zeit. Den Wirkungen des Zeitgeistes kann sich kaum jemand entziehen. Daher die Nothwendigkeit und Pflicht, die Grundwahrheit des Christentums zu verteidigen, und zwar wenn möglich, mit den Waffen des Feindes selbst. Die alten Theologen sahen die Gottesbeweise als eine „Stärkung des Glaubens“ an. Dieser Stärkung bedarf nicht bloß der Zweifler und der Suchende oder die heranwachsende Jugend, sondern jeder. Niemand ist über Zweifel und Anfechtung des Glaubens erhaben. Jedem kann eine Bestätigung und Befestigung des Glaubens dienlich sein. Und vermag vorliegende Arbeit nur einem einzigen in dieser Richtung ein wenig behilflich zu sein, so hat sie ihre Aufgabe erfüllt.

Läßt sich das Dasein Gottes aus der Natur beweisen, nämlich das Dasein des Gottes, den die h. Schrift als den p e r s ö n l i c h e n Gott offenbart und den die Kirche als den „allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden“ bekennt? Das ist das Thema dieses Vortrags. Wem steigt da nicht gleich das Bedenken auf, ob sich denn überhaupt von einem Beweis des Daseins Gottes reden lasse? Kann man denn wirklich das Dasein Gottes b e w e i s e n ?

Die Frage nach dem Beweis des Daseins Gottes ist eine alte und weist uns auf die griechische Philosophie, vornehmlich auf Aristoteles. Unter den, auf dem Boden der griechischen Philosophie entstanden und nachher in die christliche Theologie aufgenommenen, „Gottesbeweisen“ ragen besonders zwei hervor, die eng zu einander gehören und sehr wohl zusammengefaßt werden könnten. Es sind das der kosmologische und der teleologische Gottesbeweis. Der kosmologische Beweis schließt von dem Bestand der Welt auf einen Urheber, der teleologische Beweis von der Zweckmäßigkeit der Welt auf eine höchste Intelligenz. Kant hat in seiner „Kritik der reinen Vernunft“ die Beweiskraft dieser Beweise bestritten. Seitdem ist die Frage unseres Vortrags nur zu entschieden verneint und dementsprechend, nicht zu unserem Vorteil, in den Hintergrund geschoben worden.

Es ist ja wahr, b e w e i s e n läßt sich das Dasein Gottes n i c h t , d. h. es läßt sich kein exact wissenschaftlicher Beweis für das Dasein Gottes beibringen. Aber wenn wir sagen „Gott ist ein Geist“, so verzichten wir ja von vornherein auf einen exacten Beweis und meinen einen Beweis innerhalb der Grenzen, welche der Beweisung übersinnlicher Dinge überhaupt gezogen sind. Wo es sich um den Beweis für die

Beschaffenheit übersinnlicher Ursachen sichtbarer Thatsachen handelt, bringt man es nie — auch nicht in der Naturwissenschaft*) — zu unumstößlicher Gewißheit. Wo es sich daher um die Existenz Gottes handelt, wird ein Beweis immer nur darauf ausgehen können, eine höchstmögliche subjective Gewißheit zu begründen.

Ja, könnte man entgegen, wenn der Beweis für die Existenz Gottes kein zwingender ist, welche Bedeutung hat er denn überhaupt? Was ist mit solchem Beweise gewonnen? Wir möchten hier mit einer Gegenfrage antworten: soll es denn etwa einen zwingenden Beweis für das Dasein Gottes geben? Wäre damit nicht alle Freiheit des Menschen, und mit der Freiheit zugleich alle wahre Sittlichkeit vernichtet? Es kann hier keinen zwingenden Beweis geben, sondern nur einen solchen, der es zu subjectiver Gewißheit des Glaubenden bringt. Fragt man aber, was damit gewonnen ist, so müssen wir allerdings antworten: sehr wenig, wenn die Betrachtung der Natur nur in höchst mangelhafter Weise den Rückschluß auf einen allmächtigen persönlichen Gott, den Schöpfer der Welt, gestattet. Aber das wird ganz anders, wenn die Erforschung der Natur zur Annahme eines persönlichen Schöpfergottes geradezu drängt. Dann ist dem Glaubenden die Existenz Gottes bestätigt, dem Zweifler der Glaube an Gott nahe gebracht, dem Suchenden ein Weg der Wahrheitserkenntnis gewiesen, jedem unbefangenen Urtheilenden aber dargethan, daß die Leugnung Gottes nicht in entfernt dazu nöthigenden Thatsachen objectiv gegründet ist, sondern mit dem subjectiven Denken des Einzelnen zusammenhängt. Wäre das alles kein Gewinn?

Es fragt sich nun, gibt es Thatsachen, die so mächtig die Ueberzeugung von der Existenz eines persönlichen Schöpfergottes aufdrängen? Nach der h. Schrift ohne Zweifel. Denn sonst würde es der Apostel Paulus den Heiden nicht zum Vorwurf machen, ja als schwere sittliche Schuld anrechnen, daß sie Gott aus seinen Werken nicht erkannt haben. „Denn daß man weiß, daß Gott sei,“ heißt es Röm. 1, 19—20, „ist ihnen offenbar; denn Gott hat es ihnen geoffenbart, damit, daß Gottes

*) Die Atomenlehre und die Vibrationsstheorie sind auch nur Hypothesen, die es zu großer Wahrscheinlichkeit, aber zu keiner unumstößlichen Gewißheit bringen.

unsichtbares Wesen, das ist seine ewige Kraft und Gottheit wird ersehen, so man des wahrnimmt an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt; also daß sie keine Entschuldigung haben.“ Und nach welcher Seite hin insbesondere die Natur eine Offenbarung und Bezeugung Gottes ist, ergiebt Apostelgesch. 14, 17, wo es heißt: „Und zwar hat er (Gott) sich selbst nicht unbezeugt gelassen, hat uns viel Gutes gethan und vom Himmel Regen und fruchtbare Zeiten gegeben, unsere Herzen erfüllet mit Speise und Freude.“

Aus den angeführten Schriftstellen ergiebt sich klar, daß nach der h. Schrift sowol das Vorhandensein der Welt, als auch die gütigen, weisen, zweckvollen Einrichtungen der Natur — Regen, fruchtbare Zeiten — auf die Existenz eines persönlichen Gottes hinweisen. Wie stellt sich nun unser modernes naturwissenschaftliches Wissen, wie stellt sich das moderne logische Denken dazu? Kann man nach dem gegenwärtigen Stande der Naturforschung noch die Natur als einen Hinweis auf die Existenz des persönlichen Gottes ansehen, oder ist es wirklich wahr — was so vielfach behauptet und so allgemein geglaubt wird — daß das Studium der Natur vom christlichen Glauben abbringe? Und was den Rückschluß von der Zweckmäßigkeit und gütigen Vorsorge der Natur auf einen höchsten Urheber anlangt — kann das wissenschaftlich logische Denken dieser Argumentation zustimmen? Wir antworten auf letztere Frage: ganz gewiß. Es kann wol als ein unbestreitbarer Satz der Logik angesehen werden, daß Zwecke nur von einem bewußt handelnden, also persönlichen Wesen gesetzt und verfolgt werden können. Denn der Zweck ist ein mit Bewußtsein gewolltes und verfolgtes Ziel. Zweckvolles Handeln ist planmäßiges Handeln. Planmäßiges Handeln erfordert Nachdenken, Klugheit, weise Abwägung der Gründe und Gegengründe. Läßt sich in der Natur planmäßiges Geschehen, zweckvolle Weisheit nachweisen, so ist damit der Rückschluß auf die Existenz eines höchsten persönlichen schöpferischen Urhebers, der diese Zweckmäßigkeit begründet, gegeben — es ist das Dasein Gottes bewiesen, s o w e i t e s ü b e r h a u p t b e w i e s e n w e r d e n k a n n.

Wir haben mithin zur Erledigung unserer Aufgabe das zweckvolle Geschehen in der Natur in's Auge zu fassen. Und zwar wenden wir uns zuerst der unorganischen, dann der organischen Natur zu.

Hierauf schreiten wir fort zur Betrachtung der einheitlich planvollen Harmonie im ganzen Weltall, um von hier aus die materialistischen Weltentstehungstheorien zu beleuchten und schließlich von der Wunderbarkeit und Herrlichkeit der Natur aus die letzten Schlüsse zu ziehen.

Die moderne Naturwissenschaft hat das Gesetz des Gleichgewichts der Kräfte und Bewegungen gefunden. Alle waltenden Erscheinungen sind auf das Zusammenwirken entgegengesetzter Kräfte zurückzuführen. Diese setzen sich gegenseitig in's Gleichgewicht. Ständen den Kräften nicht Gegenkräfte und den Wirkungen nicht Gegenwirkungen gegenüber, Tod und Zerstörung, nicht Leben und Harmonie wäre das Los des Daseienden. Es finden in der Natur fortgehend Ausgleichungen statt, welche den Bestand des Ganzen sichern. Das großartigste Beispiel hierfür sind die Ausgleichungen in dem Lauf der Planeten. Um die Sonne dreht sich die zahlreiche Schaar der Planeten. Sie werden sämmtlich von der Sonne angezogen, ziehen sich aber zugleich unter einander an. Dadurch werden ihre Bahnen etwas verändert oder, wie man es nennt, „gestört“. Namentlich die beiden größten, Jupiter und Saturn, zeigen oft so bedeutende Unregelmäßigkeiten in ihrem Laufe, daß einer der größten Mathematiker, Laplace, zu der Frage kam, ob nicht am Ende diese beiden Nachbarn zusammenstoßen und noch weitere Unordnung und Collisionen erzeugen möchten. Zu seiner großen Ueberraschung fand er, daß sich diese Störungen nach einiger Zeit wieder ausglich. Einmal mit dieser Untersuchung beschäftigt, führte er die Rechnungen auch für die übrigen Planeten durch und fand ebenso, daß alle Störungen sich nach und nach immer wieder ausglich. Er ging dann noch einen Schritt weiter und stellte sich die Frage: ist diese Ausgleichung der Störungen der einzelnen Planeten, bei anderer Stellung zur Sonne und zu einander, nicht ebenso sicher? Die Antwort, welche seine mühseligen Rechnungen ihm auf diese Fragen gaben, lautete: nein. „Nur bei der Verteilung der Planeten, wie wir sie sehen, ist eine solche stets sich wiederholende Ausgleichung aller Störungen möglich. Jede andere Verteilung würde den unvermeidlichen Zusammensturz und Ruin der einzelnen Planeten zur Folge haben.“

(S. bei Pfaff. Fünf naturwissenschaftliche Vorträge, p. 16.) — Wir fragen jeden unbefangenen denkenden Menschen, ob es überhaupt denkbar ist, daß die vernunftlosen Weltkörper zufällig unter allen Stellungen gerade die ausfindig machten, welche die allein richtige war. Jeder Unbefangene wird den Gedanken des Zufalls als einen unsinnigen zurückweisen und sagen: hier herrscht die allerweiseste, wunderbarste Berechnung und Planmäßigkeit. Woher kann aber die größte Weisheit anders stammen, von einem persönlichen Wesen, dem persönlichen Gott?!

Doch wir brauchen diese planmäßige Berechnung der auf einander wirkenden Factoren nicht in der Sternemwelt zu suchen. In den alltäglichsten Dingen macht sich das, auf der feinsten Berechnung beruhende, Gesetz des Gleichgewichts geltend. Der ganze Atemsproceß ruht darauf. Der Mensch gefährdet immer wieder den lebenerhaltenden Bestand der Atmosphäre, den Sauerstoff, indem er Kohlensäure ausatmet. Ginge das unaufhaltsam fort, so würde die Luft bald untauglich. Allein nun ziehen die Pflanzen den Kohlenstoff aus der Kohlensäure heraus, und der Sauerstoff wird wieder frei. Das Gleichgewicht ist wieder hergestellt. — Besonders merkwürdig tritt das Zusammen- und Gegeneinanderwirken der Kräfte in der Disposition des Stoffes zu Tage. Es sind z. B. die Verhältnisse von Wasser und Land genau auf einander berechnet. Eine unausdenkliche Menge Wasser wird in Form von Wasserdampf dem Meer durch Verdunstung entzogen, um als Regen die Erde zu tränken. Ginge das immer so fort, würde das Meer schließlich austrocknen. Allein nun kehren große Wassermassen durch die in's Meer mündenden Ströme wieder in den Ocean zurück; und es ist berechnet worden, daß dem Meer durch Verdunstung gerade so viel an Wasser entzogen wird, als ihm die Ströme der Erde und die atmosphärischen Niederschläge wieder an Wasser zuführen*).

Wir bleiben zunächst bei diesen Beispielen stehen und fragen: wäre die Herstellung solch' eines Gleichgewichts denkbar, wenn nicht den wirkenden Kräften von Anfang ein bestimmtes Maß gesetzt und ihre Aufeinanderwirkung planmäßig geordnet wäre? Diese planmäßige Zusammenordnung verschiedener Wirkungen, das Zueinandergreifen der

*) S. Böhner Kosmos, Th. 2 p. 10.

mannigfachen Gesetze, berührt uns gerade bei der vernunftlosen Natur am wunderbarsten. Wir brauchen da, um noch ein Beispiel anzuführen, nur an die Bewegung in den Gewässern zu erinnern.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß Wärme die Gegenstände ausdehnt, Kälte sie dagegen zusammenzieht. Das gilt auch vom Wasser. Wird es warm, so dehnt es sich aus; erkaltet es, so zieht es sich zusammen. Das kalte Wasser ist schwerer, das warme leichter. Natürlich sinkt dadurch das kalte Wasser herab, und das warme steigt. Kühlt sich nun die obere Wasserschicht ab, so wird sie schwerer und sinkt herab. Die unten liegenden leichteren Wassermassen steigen empor. Jetzt kühlen sich diese ab und sinken nieder, während jene an die Oberfläche kommen. So steigen die Wasserschichten beständig auf und nieder. Diese Bewegung ist von der größten Bedeutung für das Wasser selbst und seine Bewohner. Das Wasser wird durch die fortwährende Mischung vor Fäulnis bewahrt — und damit zugleich die Atmosphäre vor Verpestung — die Fische aber erhalten den ihnen notwendigen Sauerstoff. Denn die oberen Wasserschichten versorgen sich mit dem Sauerstoff der Luft und nehmen ihn mit nach unten.

Nach demselben Gesetz müßten nun aber eigentlich die oberen Wasserschichten, wenn sie sich durch Frost zu Eis verdichten, auf den Boden sinken. Die Folge wäre dann, daß die Gewässer nicht von oben nach unten, sondern von unten nach oben zufrieren würden. Bei strenger Kälte würden Seen und Meere in einem Grade gefrieren, welcher ein Wiederauftauen unmöglich machte. Damit wäre aber mit der Zeit nicht bloß dem Leben in den Gewässern, sondern auch dem der Erde ein Ende gesetzt. Wodurch ist dem vorgebeugt? Dadurch, daß das Wasser zur rechten Zeit eine Ausnahme macht von dem allgemeinen Gesetz: je kälter je dichter, je dichter je schwerer. Nur bis zu einem ganz bestimmten Grad verdichtet sich das Wasser. Tritt der Frost ein, so dehnt es sich aus, wird leichter und statt zu fallen, bleibt es oben. Nun schützt die Eisdecke das Wasser unter sich und erhält zugleich das Leben in demselben.

Wir fragen: ist diese zweckvolle, planmäßige Anordnung denkbar ohne eine höchste Weisheit, die dieselbe getroffen? Woher hat das Wasser die Einsicht, das Gesetz der Verdichtung und der Schwere ein-

zuhalten, so lange es heilsam ist, und es fahren zu lassen in dem Moment, wo es verhängnisvoll wird? Ist es nicht wunderbar, daß die Bewegung im Wasser im Augenblick, wo die Sache kritisch wird, Halt macht und ein Ausnahmeverfahren einschlägt? Jeder unbefangene Denker wird doch zugestehen, daß hier höchste Weisheit waltet. Da aber diese Weisheit nicht im Wasser selbst ihren Ursprung haben kann, müssen wir auch zugestehen, daß eine höhere Weisheit jene wunderbare Anordnung getroffen haben muß.

Eine ganz ähnliche Ausnahme von einer allgemeinen Regel, die ohne eine ordnende Weisheit unerklärlich bleibt, tritt im nachfolgenden Fall ein, der uns vom großen Chemiker Liebig berichtet wird. Für gewöhnlich werden Stoffe wie Kali, Kieselsäure, Ammoniak, Phosphorsäure vom Regenwasser aufgelöst. Gesähe dies unter allen Umständen, so stünde es schlimm. Denn Ackererde enthält die genannten Stoffe und braucht sie zur Ernährung der Pflanze. Bei starkem Regen würden also diese Nahrungsstoffe der Pflanzen aufgelöst werden. Allein was geschieht? Die Ackererde hält ihre Stoffe fest und giebt trotz des strömendsten Regens keinen einzigen ab. Im Gegenteil. Wenn Regenwasser, welches Ammoniak, Phosphorsäure und andere Nährstoffe enthält, die Ackererde berührt, so entzieht die Erde dem Wasser sofort diese Stoffe, weil sie dieselben braucht. Und nur solche Stoffe werden dem Wasser von der Ackererde entzogen, welche unentbehrliche Nahrungsmittel für die Pflanze sind: die anderen läßt sie liegen. Von diesem Vorgang sagt Liebig: „Es giebt keinen, der alle menschliche Vernunft so sehr verstummen macht, wie dieser.“

Wenden wir uns jetzt der organischen Natur, der Pflanzen- und Tierwelt zu.

Linné sagt in seinem System der Natur: „Den einen ewigen, unendlichen, allwissenden Gott habe ich aufmerksam lauschend einher-schreiten sehen und bin von Staunen überwältigt worden. Ich habe einige Spuren seiner Schritte durch die geschaffene Welt erkannt und in ihnen allen, auch dem Kleinsten, welch' eine Fülle von Kraft und Weisheit und unergründlicher Vollkommenheit!“

Wie recht hat doch der große Naturforscher, wenn er auch im „Kleinsten“ eine Fülle von „unergründlicher Vollkommenheit“ findet.

Wie unsagbar klein ist doch eine Pflanzenzelle und zugleich: welsch' ein kunstvolles Gebilde! Wie wunderbar ist auch das Wachstum dieser Pflanzenzellen! Jede von ihnen hat das Vermögen in ihrem Inneren neue Zellen zu bilden. Diese Zellen gruppieren sich zu den mannigfachen Geweben und Gefäßen. Sie haben alle ihre bestimmte Aufgabe zur Ernährung und Fortpflanzung der Pflanze. Nun ist es merkwürdig, wie die millionen Zellen, als stünden sie unter dem Oberbefehl eines Herrschers, alle auf einen Zweck hinarbeiten. Derselbe besteht darin, die Ernährung der Pflanze, ihr Wachstum, ihren inneren Aufbau zu besorgen. Wie geschieht das? Die Hauptnahrung der Pflanze ist Wasser, Kohlensäure und Ammoniak. Die Pflanze nimmt diese Stoffe durch Wurzel und Blätter in sich auf. Dieselben durchdringen Zelle auf Zelle. Nun haben die Pflanzenzellen die Fähigkeit diese drei Stoffe umzuwandeln in Pflanzenstoff, d. h. in die Substanzen, aus denen der Leib der Pflanze besteht. Es vollzieht sich hiermit das Unnachahmlichste, das sich aller Erklärung und Beobachtung entzieht und die große Grenzscheide zwischen göttlichem und menschlichem Vermögen bezeichnet. Die Pflanzenzellen verwandeln das Unorganische in's Organische, das Todte in's Lebendige. Hier liegt das unerklärte Geheimnis des Lebens. Und nicht blos schaffen die Zellen die Pflanzenstoffe, nein, sondern nun „setzt die Lebensthätigkeit der Zellen die zweckdienlichen Stoffe auch gerade an den Stellen des Pflanzenleibes ab, wo sie dem Leben der Pflanze vonnöten sind. Der Holzstoff wird abgesetzt in den Jahrringen des Stammes, Blattgrün in den Geweben der Blätter, Wachs auf den zarten Ueberzug der Blätter, um sie vor Zerstörung durch Nässe zu schützen, Farbstoff wird abgesetzt in den Blütenkronen, Pollenkörnchen in den Staubbeuteln, Klebstoff auf der Narbe“*). Die Bereitung und zweckdienliche Absetzung dieser Stoffe hat es dabei auf den späteren Lebenszweck der Pflanze, also durchweg auf etwas Zukünftiges abgesehen. Es wird alles so und gerade so geordnet, wie es die späteren Lebensfunctionen der Pflanze notwendig brauchen. Es bewahrheitet sich schon an diesem Beispiel das B a e r'sche Wort: „Der ganze Lebens-

*) Böhner Kosmos, Th. 2, p. 203.

proceß ist zielstrebig“, d. h. alle Bildungen in der Natur haben es auf vorbestimmte Ziele und ihre Erreichung abgesehen. Man mache sich aber doch die Bedeutung dieser naturwissenschaftlichen Erkenntnis klar! Strebt alles organische Wachstum vorbestimmten Zielen zu, so müssen diese Ziele ideell schon gesetzt sein. Wer hat sie gesetzt? Etwa die kleinen Pflanzenzellen? „Nur eine bewußt vorstellende geistige Thätigkeit,“ sagt der Religionsphilosoph Ulrici, „kann sich Zwecke setzen und ausführen. Folglich ist die Natur notwendig bestimmt durch den Gedanken eines denkenden und von ihr sich unterscheidenden selbstbewußten Wesens, einer geistigen Urkraft persönlicher Art. Und das ist Gott.“ Es bleibt jedem unbenommen, diesen Gott zu leugnen, das können wir ihm nicht wehren. Aber das Geständnis können wir ihm abnötigen, daß Atheismus und Materialismus schon angesichts dieser angeführten Thatsachen unendlich schwer zu halten sind.

Leider giebt man sich nur selten die Mühe, in die Tiefe der Probleme einzudringen, sondern läßt sich von gewissen Schlagwörtern imponiren, die man für eine Lösung des Problems hält. Solch ein Schlagwort ist der Begriff „Instinct“. Man spricht vom Naturtrieb der Pflanzen und Tiere, zeigt, wie bei beiden der Trieb der gleiche, und meint nun eine Erklärung gegeben zu haben. Aber ist mit dieser Erklärung nur irgendwie geholfen? Involvirt das Wort „Instinct“ nicht vielmehr ein neues Problem? Ein schlagendes Beispiel dafür, welch' ein rätselhaftes Ding es um den Instinct der Tiere ist, führt Baer in seinem Aufsatz über die „Zielstrebigkeit in der organischen Natur“ an. In Australien lebt ein Vogelgeschlecht, das man Großfuß-Hühner nennt. Sie brüten ihre Eier nicht selbst aus, sondern setzen sie künstlicher Brutwärme aus. Diese Vögel scharren nämlich mit den Füßen einen großen Haufen frischer Blätter zusammen. Wenn der Haufe eine Höhe von mehreren Fuß hat, werden die Eier hineingelegt und dann mit frischen Blättern bedeckt. Die Mutter kümmert sich nun nicht weiter um die Eier. Und das ist auch gar nicht mehr nötig. Der künstliche Brutofen, den sich die Hühner gebaut haben, genügt vollständig, um die Küchel auszubrüten, die nach einiger Zeit, völlig besiedert, aus den Eiern kriechen und ihrer Nahrung nachgehen. Es ist doch wirklich, als wenn diese Tiere die physikalische

Kenntnis hätten, daß frische Pflanzenteile, in einen Haufen gebracht, eine Wärme entwickeln, die gerade hinreicht ihre Eier auszubrüten? Die Tiere haben — als eignete ihnen Nachdenken und Urteil — klug, kenntnisreich, zielbewußt gehandelt. Woher kam ihnen das, wenn sie doch die Gründe ihres Handelns nicht kannten? Unsere Alten bezeichneten den Instinct als einen *instinctus divinus*, als göttlichen Antrieb zum zweckvollen Handeln. Das können Materialisten und Darwinisten natürlich nicht gelten lassen, daher denn einige das instinctive Handeln der Tiere auf gleiche Stufe mit dem des Menschen stellten und den Tieren Selbstbewußtsein zuschrieben. Allein dagegen sind Naturforscher selbst aufgetreten. Man definierte nun den Instinct als „zweckmäßiges Handeln ohne Bewußtsein des Zweckes“. Baer aber sagt ganz offen: „Der Instinct ist ein nicht näher zu verstehender Trieb zu einem zweckmäßigen Handeln.“ Dies Wort ist ein Zugeständnis, daß der Instinct, wie Ulrici sagt, wol eine „wirkende Ursache, aber keine Endursache ist“. Mit dem Begriff des Naturtriebes, des instinctiven Handelns, ist die Frage des letzten „Woher?“ nicht mal berührt. Ihre Beantwortung liegt höher hinaus.

Wir haben das zweckmäßige Geschehen innerhalb der organischen und unorganischen Natur betrachtet. Suchen wir nun an einigen Beispielen zu zeigen, wie dieses zweckmäßige Geschehen sich über das ganze Universum erstreckt, so daß in der harmonischen Zusammenwirkung alles Geschaffenen eine Einheitlichkeit der schöpferischen Grundgedanken unabweislich zu Tage tritt. Das Gebiet, das sich uns zur Wahl von Beispielen darbietet, ist ein geradezu unermessliches. Erinnern wir nur an bekannte Thatfachen.

Der Fisch ist dem Wasser angepaßt, das Wasser dem Fisch, der Vogel der Luft, die Luft dem Vogel, die Nahrung dem Tier, das Tier der Nahrung, das Wasser dem Boden, der Boden dem Wasser, das Licht der Erde, die Erde dem Licht. Das menschliche Auge, hier auf der Erde, ist gerade auf das Wesen der Lichtstrahlen berechnet, deren letzte Entstehung in unendlicher Ferne, nämlich im Lichtquell der Sonne, zu suchen ist. Es ist das überhaupt einer der mächtigsten Beweise für die Einheitlichkeit des Weltgedankens, daß dasjenige, was räumlich unendlich weit auseinanderliegt — Sonne und Erde — im

genauesten Zusammenhang steht. Die Sonne befindet sich nämlich genau in der Entfernung von unserem Weltkörper, durch welche ihre Wärmeausstrahlung für die Erde ersprießlich wird. Die Erde aber nimmt zur Sonne gerade die Stellung ein, welche der Wechsel der Jahreszeiten bedingt, nämlich die schiefe Neigung ihrer Aze zur Erdbahnebene. Die Sonne bewirkt die Verdunstung des Meerwassers, welches als Wasserdampf emporsteigt. Durch Abkühlung dieses Wasserdampfes entstehen Wolken. Nun kommen die Winde und führen die Wolken nach dem bebauten Lande. Aus den Wolken ergießt sich der Regen. Der Regen nährt den Boden, der Boden nährt die Pflanze, die Pflanze nährt den Menschen. Das Blut trägt die verwandelten Nährstoffe zur rechten Zeit, in rechter Menge in die Glieder des Körpers, welche den betreffenden Stoff zu ihrer Erhaltung gerade nötig haben.

Wir sehen hier eine ununterbrochene Kette von Ursachen und Wirkungen, die alle auf das Ziel des Lebens abzielen. Kein Glied kann aus dieser Kette herausgenommen werden. Vom Größten bis zum Kleinsten ist alles genau für einander berechnet. „Durch die ganze Stufenfolge der Dinge hindurch, vom Samenkorn bis zum Menschen herauf, der sich die einzelnen Dinge und Prozesse dienstbar macht, überall zeigt sich eine planmäßige Stufenfolge der Bildung und Entwicklung, in welcher das Erste zur Basis des Zweiten, das Niedrige zum Mittel der Existenz des Höheren dient. Ueberall herrscht eine Gesetzmäßigkeit und Ordnung, eine Zweckmäßigkeit und Harmonie, welche das Bestehen des Ganzen sichert und doch dem Einzelnen seine Freiheit läßt.“ (Ulrici.) „Die Kräfte keines einzigen Elementes,“ sagt der Physiker Faraday, „könnten modificirt werden, ohne sofort das Gleichgewicht der Harmonie zu stürzen.“

Wenn dies aber erwiesen ist, so müssen wir auch die Einheitlichkeit des Weltplanes, die Einheitlichkeit der Weltidee zugeben. Haben wir aber die Einheitlichkeit des Weltplanes zugeben müssen, dann ist nur noch ein Schritt bis zur Anerkennung eines persönlichen Gottes. Zu diesem Schritt werden wir geradezu gedrängt. Denn wo soll eine Einheitlichkeit des Planes herkommen, wenn nicht von einem einheitlichen Willen? Sollen etwa die billionen und aber billionen Atome

sich zum Aufbau des Universums geeinigt haben? — Der große Philosoph Kant hat die Gottesbeweise einer scharfen Kritik unterzogen. Er erkannte richtig, daß wir vom Uebersinnlichen keine objective Gewißheit haben können. Aber vom teleologischen Gottesbeweis, der von der Zweckmäßigkeit der Welt auf eine höchste zwecksetzende Intelligenz zurückschließt, sagte er, derselbe wirke eine Naturbetrachtung, „welche den Glauben an einen höchsten Urheber bis zu einer unwiderstehlichen Ueberzeugung vermehre“. Auf dem Wege der teleologischen Naturbetrachtung ist auch der große K. E. v. Baer zur Anerkenntnis eines persönlichen Gottes, des Welterschöpfers, durchgedrungen. Seine teleologische Naturauffassung drängte ihn geradezu dahin. Er konnte kaum zu anderen Resultaten kommen. Denn mit scharfer Logik weist er nach, wie wir — sobald wir die Zweckbeziehungen der Natur leugnen — notwendig in die Zufallstheorie hineingeraten. Sind nämlich — führt Baer aus — die einzelnen Naturnotwendigkeiten nicht durch einheitliche Ziele mit einander verknüpft, waren die Resultate ihrer Wirkungen nicht vorherbestimmt, so waren sie also ziellos. Waren sie ziellos und haben sie doch „Vernünftiges“ zu Stande gebracht, so war das ein Zufall. Denn ein Zufall ist ein Vorgang, der zu Stande kommt, ohne daß die wirkenden Ursachen für einander bestimmt waren. Die Entstehung der Welt auf einen Zufall zurückführen, gegen diesen horriblen Gedanken sträubt sich jeder gesunde Wahrheits-sinn. Es giebt Thatsachen, welche besser, als alle Logik diesen Gedanken zur Unmöglichkeit, zur Absurdität stempeln. Wer einen Blick in den Wunderbau des Auges und des ganzen inneren menschlichen Organismus gethan hat, und will dies alles auf die Thätigkeit vernunftloser chemischer Stoffe und auf nichts anderes zurückführen, auf den paßt nur noch das Heibelsche Wort: man wird „trunken vor Nüchternheit und unsinnig vor Verstand“.

Die Zufallstheorie erscheint in der That jedem so horrend, daß sich auch niemand so direct und ohne weiteres zu ihr bekennt. Man sagt: die Atome haben die gegenwärtige Harmonie zu Stande gebracht kraft ewiger, in ihnen wohnender Notwendigkeit. Allein das ist doch nur eine Phrase! Woher jene Notwendigkeit? Wir haben weise Zweckmäßigkeit in der Natur constatirt. Von diesem Resultat lassen wir

nicht ab und fragen: wenn die „Notwendigkeit“ in den Atomen „wohnt“, diese Notwendigkeit eine zweckvolle und weise ist, so steckt also in den einzelnen Atomen Weisheit? Ergiebt das einen Sinn? Man nimmt seine Zuflucht zur „ewigen Naturordnung“ und führt alles Entstehen auf die „ewigen Naturgesetze“ zurück. Ergiebt das einen haltbareren Sinn? Was ist ein Gesetz? Ein Gesetz, sagt Ulrici*), ist nichts anderes, als eine Wirkung bestimmter Beschaffenheit und Anordnung der Elemente. „Wo unter denselben Umständen stets dieselben Erfolge eintreten, da reden wir von einem Gesetz.“ Mithin kommt ein Gesetz durch eine gewisse Zusammentretung der Atome zu Stande; es wird von Atomen gewirkt. Die Atome müssen mithin die Vernunft haben die Verbindung einzugehen, aus welcher gesetzmäßiges Geschehen entsteht. Da wir aber von einer Vernunft der Atome — die zudem niemand gesehen hat — doch füglich werden absehen müssen, werden wir sagen: die Elemente und Kräfte müssen ursprünglich so bestimmt gewesen sein, daß ihrem Zusammentreten gemäß ein gesetzmäßiges Geschehen erfolgen mußte. Dann ist aber auch das Gesetz ideell schon vor dem Dasein der Elemente vorhanden gewesen. So Ulrici. Und wer will gegen diese eiserne Logik des tiefen Denkers etwas begründetes vorbringen? Unwidersprechlich folgt aus der Natur des Gesetzes, daß es das „Prius vor der Materie“ gewesen. Denn der Gedanke muß früher existirt haben, als die Ausführung des Gedankens, und nicht umgekehrt. Nun giebt es ja aber eine Menge von Gesetzen. Dieselben müssen sämtlich vor dem entsprechenden Zusammentritt der Atome existirt haben, um sie zu zweckvoller Gruppierung zu prädestiniren. Da die Gesetze aber in einander greifen und für einander bestimmt sind, so müssen wir entweder die Gesamtheit der Gesetze als eine einheitliche Geisteskraft fassen, oder sie als von einem Willen geschaffen und gelenkt denken, wie B a e r dies schon in seinen naturwissenschaftlichen „Studien“ gethan hat, wo er die Naturgesetze „die permanenten Willensäußerungen eines schöpferischen Principis“ nennt. So drängt denn auch hier alles, fast zwingend, zur Annahme einer höchsten, geistigen, persönlichen Urkraft, die das Daseiende geschaffen und be-

*) Gott und die Natur, p. 390 u. 391.

ständig erhält, christlich ausgedrückt: zum Glauben an einen persönlichen Gott „den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden“. Steht es aber so, daß wir zu dieser Auerkenntnis hingedrängt werden, dann hat sich das Wort des Apostel Paulus „denn daß man weiß, daß Gott sei, ist ihnen offenbar“, denn seine Gottheit wird „wahrgenommen an der Schöpfung der Welt“, vor dem modernen Denken und Wissen — vor Logik und Naturwissenschaft — glänzend gerechtfertigt. Es hat sich in Bezug auf die Bibel von neuem das Wort bewahrheitet: „auf daß du Recht behaltest in deinen Worten, und rein bleibst, wenn du gerichtet wirst.“ (Psalm 51, 6.)

Aber, so entgegnet man uns — und wem wäre nicht mal diese Zweifelsfrage aufgestiegen? — wie vertragen sich denn die vielen Leiden und Uebel in der Natur mit dem Glauben an einen weisen und gütigen Welterschöpfer? Zu diesen Uebeln rechnet man den beständigen Kampf um's Dasein, Krankheit, Verkrüppelung, Tod von Tier und Pflanze. Dahin rechnet man ferner alle Erscheinungen der Natur, in deren Gefolge sich Not und Elend findet: Ueberschwemmung, verheerende Stürme, Mißwachs, Heuschreckenplage, Erdbeben. Was sollen wir nun dazu sagen? Vor allem, daß die Natur kein zwingender Beweis für das Dasein Gottes sein kann, darum werden sich für die Leugnung Gottes in der Natur auch immer Gründe finden, ja finden müssen. Die Frage ist nur die, ob dieselben die Gründe für die Existenz Gottes zu übermögen im Stande sind? Die Frage ist ferner die, was denn überwiegt: das Zweckvolle, Weise, Wunderbare in der Natur oder das Gegenteil? Und weiter: was uns zwecklos erscheint, muß das auch wirklich zweckwidrig sein? Es ist schon manches als zwecklos erschienen, was sich schließlich als äußerst zweckvoll erwiesen. Was aber die vernichtenden Uebel der Natur anlangt, welchen das Einzelwesen zum Opfer fällt, so gilt es hier nicht von engen Gesichtspunkten aus die Welt zu betrachten. Nicht die Erhaltung des Einzelwesens, sei es der Mensch in seiner gegenwärtigen Daseinsform, sei es Tier, sei es Pflanze, ist der Zweck der Natur, sondern die Erhaltung des großen Ganzen. In Beziehung auf das Einzelwesen ist der Tod das Los des Daseienden, in Beziehung auf das große Ganze, das Leben. Was aber die Uebel anlangt, welche das Einzelwesen

treffen, so ist darauf zu achten, wie in der Natur, ganz wie in der Geisteswelt, diesem Leid und Uebel eine Grenze gesetzt ist, die Grenze des Erträglichen. Wo sie überschritten zu werden droht, tritt Abstumpfung der Empfindung oder Tod ein. Die Fürsorge für ein Gegengewicht, beim Eintritt von Abnormitäten, läßt sich immer wieder beobachten. Desgleichen werden die Verluste der Natur im großen Haushalt derselben immer wieder ausgeglichen. Die Einzelordnung mag wanken, „die Generalordnung stellt sich immer wieder her,“ wie H. Werner in seinem Aufsatz „Ueber die Zweckmäßigkeit in der Natur“ sagt.

So richtig und wichtig nun auch diese Erwägungen sind, wer fühlt nicht, daß noch manche Frage ungelöst bleibt!? Aber wir können und sollen gar nicht alle Rätsel des Lebens lösen. Am wenigsten einzig durch Erforschung der Natur. Und wenn wir sagten, ihre Einrichtungen bezeugen das Dasein Gottes, so ist das nicht so zu verstehen, als wenn in allen ihren Erscheinungen die Güte ihres Urhebers in einer, unserem menschlichen Verstehen, durchaus plausiblen Weise, hervortreten müsse. Der tief sinnige Pascal sagt darüber sehr schön: „Die Natur hat Vollkommenheiten und Mängel. Die Vollkommenheiten bezeugen, daß sie Gottes Bild ist, die Mängel, daß sie nur sein Bild ist.“ Weil sie aber nur ein Bild Gottes, darum sagt sie auch nur, „daß Gott sei“ (Röm. 1, 19), aber nicht, wie Gott sei. Deshalb bleiben aber auch die tiefsten Fragen des Menschenherzens, wenn wir sie bloß an die Natur richten, unbeantwortet. Die letzte Antwort auf die Frage, vom Verhältnis der Uebel in der Natur zur Güte Gottes, kann nicht vom naturwissenschaftlichen Wissen, sondern nur vom christlichen Glauben gegeben werden. Der Glaube schöpft sie aus der h. Schrift. Die h. Schrift aber schaut die Uebel der Natur in eins mit dem Leid der gesammten Creatur Gottes, auch des Menschen, und betrachtet alles Weh' der Erde unter dem Gesichtspunkt der Schuld, der Erlösung und der allendlichen Befreiung. Wie das der Apostel Paulus im 8. Cap. des Römerbriefes so ergreifend schildert, wenn er vom „ängstlichen Harren der Creatur“ spricht, die einer Befreiung vom „Dienst des vergänglichen Wesens“ entgegenfieht, was ein Dichter in die schönen Worte gekleidet hat:

Es geht ein allgemeines Weinen,
 So weit die stillen Sterne scheinen,
 Durch alle Adern der Natur;
 Es ringt und seufzt nach der Verklärung,
 Entgegenschmachtend der Gewährung,
 In Liebesangst die Creatur.

Und doch! So wahr dies alles ist, so wahr ist auch das andere: die Natur offenbart noch viel mehr des Schönen, Zweckvollen, Weisen und Wunderbaren. Von diesem Licht des Wunderbaren müssen wir die Dunkelheiten beleuchten lassen. Auf diese Wunderbarkeit der Natur wollen wir noch zum Schluß weisen.

Der französische Freigeist *Diderot* meinte, der Flügel eines Schmetterlings und das Auge einer Mücke genüge, um einen Gottesleugner zu zermalmen. In der That, wer vermag etwas dem Aehnlichen zu Stande zu bringen? Und wenn die ganze Welt alle Schätze des Wissens und Könnens aufböte, sie wäre nicht im Stande auch nur das winzigste Blumenblatt herzustellen. Wir können es in alle Teile zerlegen und sagen, aus welchen Stoffen es besteht, aber neu machen können wir's nicht. Die Natur aber schafft gleichzeitig billionen und aber billionen Wesen. Gleichsam spielend schafft sie Formen von unnachahmlicher Schönheit und Symmetrie. Wer hätte nicht schon mal bewundernd die Abbildungen von Schneeflocken betrachtet und staunend in das Innere einer Pflanze geschaut? „Stauben ist die Mutter der Weisheit,“ hat *Plato* gesagt. Das ist es aber, was uns fehlt. Es kommt uns alles so selbstverständlich vor. Und wir sind doch von lauter Wundern umgeben! Dessen war sich *Kant* völlig bewußt, darum legte er das, unserer nüchternen Zeit so fremd klingende, Bekenntnis ab: „Zwei Dinge sind es, die mich zu immer neuer Bewunderung hinreißen, der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.“ Der große Philosoph hat das Richtige getroffen, wenn er auf den bestirnten Himmel weist. Tritt uns nicht hier eine Welt der Wunder entgegen? *Newton* nahm jedesmal die Mütze ab, wenn der Name Gottes genannt wurde, und der große Astronom *Mädler* sagte: „Ein echter Naturforscher kann kein Gottesleugner sein, denn wer so tief, wie wir, in Gottes Werkstatt geschaut und

Gelegenheit hat seine Allweisheit und ewige Ordnung zu bewundern, muß in Demut seine Kniee vor dem Walten des höchsten Geistes beugen.“ Wir haben nicht alle die Möglichkeit mittelst eines Riesenteleskopen in die Himmelsweite zu schauen. Aber mit Geistesaugen können wir einen Blick in die himmlischen Fernen thun. Da überkommt es uns wie eine Ahnung des Ewigen. In unausdenklichen, unausforschlichen Fernen kreisen millionen und aber millionen Welten. Sie gehen alle die vorgeschriebene Bahn. Jedes zieht seine Kreise, majestätisch, ewig gleich, unermülich. Keines stößt an das andere. Wer hat die Abstände so weise geordnet und die Bahnen so vorgezeichnet, daß die Harmonie nicht zerstört wird? Wer hat die ewige Bewegung geschaffen? Wer hält sie alle, daß sie nicht fallen, und gesetzt sie fielen, wohin? Giebt's denn überhaupt ein oben und unten? Giebt es überhaupt einen Raum? Es giebt im Grunde keinen, denn er ist unbegrenzt, er ist unendlich. Verstehen wir das alles?

Man hat immer wieder Versuche gemacht den Raum zu messen. Die Maßstäbe waren alle zu klein. Jetzt hat man Lichtjahre genommen. Genügt das? Das Licht macht 42,000 geographische Meilen in der Secunde, so daß das Licht der Sonne 8 Minuten braucht, um auf der Erde anzukommen. Der Stern, dessen Licht 1 Jahr braucht, um bei uns anzukommen, ist ein Lichtjahr von uns entfernt. Nun entdeckte man einen Stern — die Capella — deren Entfernung auf 68 Lichtjahre berechnet wurde. Dann tauchten Sterne auf, deren Entfernung auf 3000, ja 4000 Lichtjahre geschätzt wurde. Nun meinte man an die Grenze des Meßbaren gekommen zu sein. Aber siehe, da tauchen in namenlosen Fernen neue Weltenheere auf ohne Zahl! Nebelsterne werden sichtbar, deren Licht — wie geschätzt wird — mehrere millionen Lichtjahre braucht, um zu uns zu gelangen. Und von den Lichtstrahlen, die uns zur Messung dienen, wird uns versichert, daß ein einziger derselben — von der Dicke etwa eines Haares — aus 1000 Billionen einzelnen Strahlen besteht, und von diesen hat wiederum jedes Aetheratom seine Schwingungszahl von mehreren 100 Billionen Schwingungen in der Secunde. Wir fragen, befinden wir uns noch in der sichtbaren Welt oder sind wir nicht schon in die übersinnliche Welt eingetreten? In Raum und Zeit

bewegt sich die Zeitlichkeit, wo beide aufhören, beginnt die Ewigkeit. Im Blick zum Sternenhimmel schwinden alle zeitlichen Maßstäbe. Müssen wir nicht sagen, Gott hat dem Menschen nicht blos Ewigkeit in's Herz gegeben, er hat ihn auch von lauter Ewigkeit umgeben? Wir sind in der That von lauter Wundern umragt. Mit unseren jetzigen Sinnen können wir sie gar nicht fassen. Es ist uns zu hoch. Was will es denn aber sagen, wenn wir das Wesen Gottes, seine Allwissenheit, seine Allmacht, Allgegenwart nicht verstehen und die Ewigkeit nicht begreifen? Ist nicht mit der Unfaßlichkeit der sichtbaren Welt für unser gegenwärtiges Geistesvermögen dargethan, daß unser menschliches Denken nicht der Maßstab sein kann für das, was wahr und was nicht wahr, was dereinst möglich und was nicht möglich ist?

Von Wundern, sagte ich, sind wir umgeben. Wir sind uns dessen so wenig bewußt, weil wir uns daran gewöhnt haben. Geht aber nicht schon das Alltäglichsste, die Bewegung unserer Erde, über unser Vorstellungsvermögen? Um uns scheint alles Ruhe und Unbeweglichkeit zu sein. Und doch durchbrausen wir mit unserer Erde stündlich eine Strecke von 14,000 Meilen. Und der Riesenball der Erde — mit seinen 14 Quadrillionen Pfund Gewicht — er faust nicht blos mit der denkbarsten Geschwindigkeit und Leichtigkeit durch die Lüfte, sondern auch mit der allergrößten Präcision, so daß er nicht um $\frac{1}{1000}$ Secunde zu früh oder zu spät am vorbestimmten Ziele ankommt. Und sie wandelt ja nicht allein ihre Bahn, die Erde, sondern mit allen Gliedern des Sonnensystems. Die Sonne selbst steht nicht still, sondern durchzieht pfeilschnell den unermesslichen Weltenraum. In ihrem Gefolge aber kreist das nach Hunderten zählende Heer der Planeten, Trabanten, Planetoiden. Wenn wir diesen Zug der Sonne mit ihrem glänzenden Gefolge an uns vorüberziehen sehen könnten, wie würde uns zu Mute sein? Ich glaube, wir ertragen's nicht, der Anblick würde uns überwältigen, wir würden auf die Kniee sinken und unser Haupt verhüllen. Im Geist schaut der Dichterkönig den stolzen Siegeszug der Sonne und stimmt den herrlichen Gesang an:

Die Sonne tönt in alter Weise,
In Brudersphären Wettgesang;

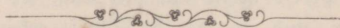
Und ihre vorgeschrieb'ne Reise,
 Vollendet sie mit Donnergang.
 Ihr Anblick giebt den Engeln Stärke,
 Wenn keiner sie ergründen mag;
 Die unbegreiflich hohen Werke
 Sind herrlich, wie am ersten Tag.

Ein Dichter hat die Weltgeschichte das Geistergespräch genannt, das die Jahrhunderte mit einander führen. Die Naturgeschichte ist mehr als ein Gespräch. Sie ist eine laute Verkündigung, ein Tedeum, dargebracht von Himmel und Erde dem Meister, der sie beide schuf. „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Feste verkündet seiner Hände Werk. Ein Tag sagt es dem andern, und eine Nacht thut's kund der anderen. Es ist keine Sprache noch Rede, da man nicht ihre Stimme höre“ (Psalm 19). Bibel und Natur vereinigen sich beide zum Lobpreis Gottes. Bibel und Natur sollen sich zur Erkenntnis der einen Wahrheit die Hand reichen. Die Offenbarung Gottes, die wir in der Natur finden, fordert die Offenbarung Gottes, von der die Bibel redet. Denn hat Gott den Menschen geschaffen, mit unauslöschlichem Wahrheitsdurst und tiefer Gottessehnsucht im Herzen, warum sollte er sich dann vor diesen seinen Geschöpfen verbergen und nicht vielmehr offenbaren in Wort und That, wie es die h. Schrift berichtet?

Der große K e p l e r hoffte auf den Tag, wo man die Wahrheit im Buch der Natur und in der h. Schrift erkennen und über die Harmonie beider Offenbarungen sich freuen werde. Sollten wir davon wirklich so weit entfernt sein? Bezeugen sie nicht beide das Gleiche? Henry Drummond hat in seinem tiefsinnigen Buche „Das Naturgesetz in der Geisteswelt“ die Geistesgesetze „vermummte Naturgesetze“ genannt und gezeigt, wie die Gesetze in der Natur genau dieselben sind, welche für die geistliche Welt, die Welt des Glaubens, gegeben sind. Welche gewaltige Perspektive der Schlußfolgerungen eröffnet sich uns damit? Die Wissenschaft hat nachgewiesen, daß sich in den fernsten Welten dieselben Stoffe finden wie auf der Erde, und daß in den fernsten Fernen des Sonnensystems dieselben Gesetze walten wie auf unserem Weltkörper. Daraus folgern wir denn: der jene

Welten schuf, hat auch unsere Welt geschaffen, und weil hier und dort dieselben Gesetze, so herrscht hier und dort derselbe Gesetzgeber. Und wenn sich nun zeigt, daß in der Natur genau dieselben Gesetze zu finden, welche sich — nach der Schrift — in der unsichtbaren Welt des Glaubens auswirken, werden wir nicht ganz ebenso schließen und sagen müssen: der Gott, der sich in der Natur geoffenbart, ist derselbe, der sich in der Bibel offenbart? —

Wir sind am Ende. Zur Beweisung des Daseins Gottes haben wir nur einige Beispiele aus der Natur herausgegriffen. Sie alle aufzählen, hieße ein Meer ausschöpfen. Wir aber wollten nur einen Trunk darreichen, geschöpft aus dem Quell der Naturoffenbarung Gottes. Vielleicht daß er diesem oder jenem Wanderer, der sich auf dem Dornenweg der Zweifel müde gelaufen, eine geringe Hülfe gewährt und ihm Mut giebt weiter zu schreiten, bis daß er das Licht von Ferne strahlen sieht, nämlich die Wahrheit, zu der wir geschaffen, und deren Name — Gott ist.



Est.
A-7044

18135

In demselben Verlage sind erschienen :

Aus Livlands Lutherlagen.

Ein Scherstein zur 400jährigen Gedenkfeyer der Geburt
des Reformators

von

F. Siemann.

1883. gr. 8°. Preis 60 Kop.

Der Smithismus und seine Gefahren

im Lichte der Schrift und nach eigener Erfahrung dar-
gestellt

von

F. Luther.

1878. 8°. Preis 35 Kop.

Die Reformation Alt-Livlands.

Ein Vortrag

von

Dr. G. H. Siemann.

1884. 8°. Preis 30 Kop.

Die Theologie Ritschl's.

Vortrag

von

F. Luther,

Oberpastor an St. Nicolai in Reval.

1887. gr. 8°. Preis 40 Kop.

Estlands Kirchen und Prediger

seit 1848

von

E. V. J. Paucker.

1885. gr. 8°. Preis 1 Rbl.